

Separatum aus:

B|||E
SONDERHEFT

BREVITAS 1



Friedrich Michael Dimpel / Silvan Wagner (Hrsg.)

Prägnantes Erzählen

Publiziert im Dezember 2019.

Die »Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung« (BmE) werden herausgegeben von PD Dr. Anja Becker (München) und Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg). Sie erscheinen online im BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg unter der Creative Commons Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/).

Die BmE Sonderhefte »Brevitas« sind das Publikationsorgan der »Gesellschaft zur Erforschung vormoderner Kleinepik – Brevitas«. Sie werden herausgegeben vom Vorstand (PD Dr. Silvan Wagner, Patrizia Barton, Prof. Dr. Friedrich Michael Dimpel, Dr. Mareike von Müller, Dr. Nina Nowakowski, Lydia Merten) unter Mitwirkung des [wissenschaftlichen Beirates](#). Die inhaltliche und redaktionelle Verantwortung für das einzelne Sonderheft liegt bei den jeweiligen Heftherausgebern.

<http://brevitas.org/> – <http://www.erzaehlforschung.de>
ISSN 2568-9967

Zitiervorschlag für diesen Beitrag:

Waltenberger, Michael: »Bedeutungsschwangerschaften«. Überlegungen zu Präganz und Pointierung mit Lessing und Galfred von Vinsauf, in: Dimpel, Friedrich Michael/Wagner, Silvan (Hrsg.): Prägnantes Erzählen, Oldenburg 2019 (Brevitas 1 – BmE Sonderheft), S. 21–43 (online).

Michael Waltenberger

›Bedeutungsschwangerschaften‹ Überlegungen zu Pränanz und Pointierung mit Lessing und Galfred von Vinsauf

Abstract. Ausgehend von der Frage nach der analytischen Verwendbarkeit des Pränanz-Begriffs geht der Beitrag zunächst auf die Anfänge seiner Terminologisierung zurück und entwickelt in Auseinandersetzung mit Lessing den Vorschlag, Pränanz als eine durch Annäherung des Erzählens an die Form diskursiver Differenz erzeugte Bedeutsamkeit zu konzipieren – und Pointierung als Grenzphänomen solcher Pränanz, insofern sie den Unterschied der narrativen Sinnstiftung zu eben dieser Form auffällig werden lässt. Anschließend wird das Wechselverhältnis von Pränanz und Pointierung an den Versionen des Schneekind-Sujets bei Galfred von Vinsauf rekonstruiert.

1. Die Lehre strahlt klar aus dem Ganzen hervor

Die Traditionen kürzerer narrativer Textsorten – Exempla, Fabeln, Schwänke, Mären, Bispel, Lais, Fabliaux, Novellen, Fazetien usw. – haben bis in die Frühe Neuzeit hinein einen kaum zu unterschätzenden Anteil an der (Re)Produktion kulturellen Wissens. Umstritten sind allerdings die Modi und Möglichkeiten einer spezifisch erzählerischen Sinnstiftung im kleinepischen Format und damit auch dessen Status als spezifisch narrative Wissensform. Will man dem Erzählen nicht an sich schon jeglichen diskursiven Eigenwert absprechen, dann stellt sich die Frage, inwieweit das konkret Besondere einer *narratio*, deren Partialität und Kontingenz mit zu-

nehmender Kürze ja tendenziell stärker hervortritt, aus sich heraus und unabhängig von kotextuellen argumentativen Funktionalisierungen Geltung beanspruchen kann. Um eine positive Antwort geben zu können, führt man etwa literaturtheoretische Konzepte der Einfachheit, der Kompaktheit, des narrativen *showing* ins Feld – oder verweist auf rhetorische Ideen der *evidentia* und *enárgeia*, also der Überzeugungskraft eines sprachlich bewirkten Vor-Augen-Stellens, in dem der sprachliche Text und seine narrative Struktur zugunsten unmittelbarer Sinnfälligkeit des veranschaulichten Sachverhalts oder Gegenstands transparent werden sollen. So plausibel solche Argumente als Rezeptionsästhetische sein mögen, so problematisch erweist sich ihre analytische Verwendung, denn sie begünstigen als texttranszendierende Kategorien oft eine Nivellierung der medialen und semiotischen Differenzen; sie lizenzieren überdies häufig eine Vergleichgültigung narrativer Zeitlichkeit und führen in dieser Hinsicht zu einer problematischen Reduktion textueller Komplexität.

Auch der Begriff der Prägnanz hat häufig solche Nebenwirkungen – insbesondere dann, wenn er ohne terminologisches Profil verwendet wird, aber etwa auch in pauschalen literaturwissenschaftlichen Adaptationen von Ernst Cassirers Konzept einer »Sinnprägnanz« oder »symbolischen Prägnanz«, das dieser selbst der Gestaltpsychologie entnommen hat und das sich bei ihm nicht auf einen Sonder- und Grenzfall sprachlich-textueller (oder überhaupt medialer) Sinnstiftung bezieht, sondern eine Grundgegebenheit menschlichen Wahrnehmens bezeichnet. Im dritten Band seiner ›Philosophie der symbolischen Formen‹, der sich mit der ›Phänomenologie der Erkenntnis‹ befasst, bildet das einschlägige Kapitel, in dem der Begriff eingeführt wird (Cassirer 2002, S. 218–233), den Zielpunkt des Teilabschnitts zum »Problem der Repräsentation und Aufbau der anschaulichen Welt«. Als »symbolische[] Prägnanz« will Cassirer hier »die Art« verstanden wissen, »in der ein »Wahrnehmungserlebnis, als ›sinnliches‹ Erlebnis, zugleich einen bestimmten nicht-anschaulichen ›Sinn‹ in sich faßt und ihn zur unmittelbaren konkreten Darstellung bringt« (ebd., S. 231).

Auf den Begriff gebracht ist damit ein wesentlicher Grundgedanke, der eine »Philosophie der symbolischen Formen« überhaupt erst denkbar macht: Sinnstiftung ist der Formwahrnehmung nicht nachträglich; das Erscheinen der Form im Bewusstsein setzt Sinn voraus; und umgekehrt wurzelt Sinnstiftung unhintergebar in sinnlich wahrnehmbaren Formen. Cassirer bezeichnet diese basale Disposition des Bewusstseins in anderem Zusammenhang auch als »Urphaenomen« des Verstehens (Cassirer 2011, S. 7), auf das letztlich alle kulturellen Symbolsphären (des Mythischen, des Logisch-Theoretischen, des Ästhetischen) gleichermaßen zurückgehen und das insofern auch die Gleichursprünglichkeit und wechselseitige Irreduzibilität dieser Sphären begründet.

Auch wenn dieser Prägnanz-Begriff wohl auf mediale Artefakte übertragen und skalierbar gedacht werden kann, mag es für den Versuch, Prägnanz als distinkte Eigenschaft sprachlicher und erzählender Texte zu fassen, näher liegen, hinter Cassirer und die Gestaltpsychologie des 20. Jahrhunderts zurückzugehen und sich jener ersten Phase der Begriffsgeschichte im 18. Jahrhundert zuzuwenden, als das Wort ›Prägnanz‹ aus dem Französischen ins Deutsche importiert wurde und dann in den aufklärerischen Debatten um den Stellenwert sinnlicher Erkenntnis und die ästhetische Wirkung von Kunst terminologisches Profil gewann (vgl. Adler 1990 und 1998). In diesen Kontexten wird mit dem Begriff zunächst eine mehr oder weniger eigenwertige Weise der Formbildung innerhalb der Sphäre der sinnlichen Apperzeption bezeichnet: eine Wahrnehmbarkeit bestimmter Formen, die dem rationalen, vernunftgemäßen Verstehen vor- bzw. untergeordnet ist und von dessen Standpunkt aus ungeordnet erscheint. Dabei spielen die metaphorischen Valenzen der heutzutage völlig verblassten primären Wortbedeutung – Schwangerschaft – noch eine entscheidende Rolle: zum einen nämlich unter dem räumlichen Aspekt eines organischen Verhältnisses zwischen sichtbarer Hülle und dem darunter unsichtbar verborgenen Inhalt, dessen körperhafte Gestalt der Hülle gleichwohl Form

verleiht; zum andern unter dem zeitlichen Aspekt der Relation eines im Gegenwärtigen bereits angelegten Zukünftigen.

Letzteres kommt etwa zum Tragen in Leibniz' Beschreibung des menschlichen Erkenntnisprozesses als allmähliche Entfaltung dessen, was je gegenwärtig in sinnlich wahrgenommener Pränanz impliziert ist. Diese Pränanz wird Leibniz zufolge freilich im Aufstieg zu höherem Wissen keineswegs irgendwann zum Verschwinden gebracht. Vielmehr bleibt das Erkenntnisvermögen auf die ständige Reproduktion wahrgenommener Pränanzen angewiesen (vgl. Adler 1990, S. 2–11 und 93f.). Während Leibniz auf diese Weise ein zwar irreduzibles, aber epistemisch untergeordnetes Phänomen beschreibt, billigt Alexander Gottlieb Baumgarten der sinnlichen Erkenntnis als »cognitio clara et confusa« einen höheren Eigenwert zu und entwirft eine ästhetische Logik in Analogie zur rationalen Logik (vgl. ebd., S. 26–48 und 94). Vor diesem Hintergrund wird unter dem Begriff der Pränanz nicht mehr nur ein notwendiges sinnliches Potenzial höherer Erkenntnis gefasst, sondern eine kognitive Eigenkomplexität innerhalb der sinnlichen Sphäre selbst: In seiner ›Metaphysica‹ bezeichnet Baumgarten solche ›dunklen‹ und ›konfusen‹ Wahrnehmungen als prägnant, in denen durch eine erhöhte Dichte bedeutungsstiftender Merkmale nicht etwa die rationale Bestimmung des Wahrgenommenen erreicht wird, sondern vielmehr dessen Eindrücklichkeit gesteigert wird: »Quo plures notas perceptio complectitur, hoc est fortior [...]. Hinc obscura perceptio plures notas comprehendens, quam clara, est eadem fortior, confusa plures notas comprehendens, quam distincta, est eadem fortior. PERCEPTIONES plures [notas] in se continent PRAEGNANTES vocantur. Ergo perceptiones praegnantiores sunt. Hinc ideae habent magnum robur (§ 148)« (Baumgarten 2011, S. 274, § 517).² Mit Adler (1998, S. 18) kann man in der daraus resultierenden »Feststellung, daß eine reichhaltige, d.h. eine der Analyse widerständige Vorstellung stärker sei als eine weniger reichhaltige,« tatsächlich die »Provokation einer Erkenntnislehre« betrachten, »deren Ideal die Klarheit und Deutlichkeit ist«.

Nachhaltige Wirkung entfaltet eine solche »Logik der Präganz« (Adler 1998, S. 21) im Rahmen der sich im 18. Jahrhundert aus der Erkenntnistheorie heraus entwickelnden Ästhetik nicht zuletzt, weil sie eine Antwort auf die Leitfrage dieser neuen Wissenschaft nach der Spezifik des ästhetischen Verhältnisses zwischen Besonderem und Allgemeinem ermöglicht: Der künstlerischen Gestaltung des Konkreten und Besonderen kann es im Modus prägnanter Darstellung gelingen, eine spezifisch ästhetische Erkenntnis des Allgemeinen hervorzurufen. Interessiert man sich für die Poetologie kurzepischer Erzählformen, dann mag es besonders naheliegen, in diesem Kontext die Denkfigur der Präganz bei Lessing aufzusuchen. Tatsächlich treten konzeptuell verwandte Ideen mehrfach in seinen kunst- und dichtungstheoretischen Reflexionen hervor; der Begriff selbst begegnet allerdings relativ selten (vgl. Adler 1990, S. 94–96). Eine Ausnahme bildet der ›Laokoon‹-Traktat (1766),³ in dem Lessing ja das alte Postulat *ut pictura poesis* mit Blick auf die mediale Differenz zwischen Bildkunst und Dichtkunst in zwei komplementär angelegte ästhetische Konzeptionen dividiert: Für Malerei und Skulptur als primär räumlich-körperlichen Künsten ohne genuine Zeitdimension gilt nach Lessing die Maxime einer Konzentration der gestalterischen Mittel auf einen sorgfältig auszuwählenden »einzigsten Augenblick der Handlung«, den »prägnantesten«, insoweit aus ihm »das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten« werden muss (Lessing 1990, S. 117). Komplementär zu dieser Präganz des Bildkunstwerks, in welche die Potenzialität zeitlicher Verläufe eingebunden ist, erfordert das Sprachkunstwerk als ein wesentlich »Consecutives« (ebd., S. 127 und 134) vor allem das Bemühen des Dichters um dessen temporale Strukturen: Er soll Deskriptives möglichst verknappen und sich auf die prozessuale Dynamik der Handlung konzentrieren, und zwar so, dass das räumlich-körperliche Sein, aber etwa auch die Charaktereigenschaften der Figuren in der erzählend gestalteten Bewegung potenziell enthalten sind und im Nachvollzug dieser Bewegung vom Rezipienten imaginativ aktualisiert werden können.

Gerade wenn man an diese konsequente Revision der Dichtungspoetik auf der Basis der Zeitdimension denkt, wird bei der Lektüre von Lessings sieben Jahre zuvor erschienenen Fabel-›Abhandlungen‹ besonders gut sichtbar, wie spannungsvoll hier eine neue, auf den Eigenwert sinnlicher Erkenntnis setzende Konzeption mit Elementen der konventionellen Rhetorik durchsetzt ist. Zwar fordert Lessing auch für die Fabel eine den Leser affizierende ›Lebendigkeit‹ des Erzählens mittels einer Konzentration auf die Dynamik der Handlung, doch erscheint dies letztlich sekundär gegenüber einem konträren Argument, das nicht von der Handlung ausgeht, sondern bei der auktorialen Absicht der Normvermittlung ansetzt. Die Fabel denkt Lessing nämlich zuvorderst als Produkt der auktorialen Intention, eine allgemeine »moralische[] Wahrheit« (Lessing 1997a, S. 367) bzw. einen »moralische[n] Lehrsatz« (ebd., S. 357 u.ö.) zu veranschaulichen: Im Gegensatz zur traditionellen Fabelpoetik, deren metaphorische Modelle fiktionaler, affizierender Einkleidung des wahren Kerns eine markante Zeichendifferenz und einen entsprechenden, vom ersten Auffassen des Texts unterscheidbaren Deutungsakt voraussetzen, stellt Lessing sich die Rezeption der Fabel als einzigen Akt einer »anschauenden Erkenntnis« vor (ebd., S. 361 u.ö.), in dem die moralische Norm unmittelbar als Implikat einer instantan wahrgenommenen Ganzheit des Erzählten erfasst wird. Eine gute Fabel, schreibt Lessing, zeichne sich durch »Klarheit« und »Lebhaftigkeit« aus, »mit welcher die Lehre aus allen Teilen [...] auf einmal hervor strahlet« (ebd., S. 360).

Das Konzept der »anschauenden Erkenntnis« hat Lessing bekanntlich der ›Philosophia practica universalis‹ Christian Wolffs entlehnt, der die Fabel (ebenso wie das Exempel) bereits als Gegenstand einer *cognitio intuitiva* konzipiert hatte (vgl. Lessing 1997a, S. 361, und Fick 2004, S. 188–193). Während bei Wolff aber die Erfassung des Erzählten noch im Sinne der rhetorischen *evidentia* als ein Vor-Augen-Stellen des konkreten Falls beschrieben wird, dessen (logisch nachrangige) Beziehung zum abstrakt Allgemeinen der moralischen Lehre erst noch durch rationale Deduktion

herzustellen ist, macht Lessings Auffassung einer »anschauenden Erkenntnis« diesen Unterschied hinfällig: In ihr wird einerseits die poetisch doch konstitutive Zeitlichkeit der Rede nivelliert,⁴ und andererseits übergeht Lessing die (auch durch Kürze der Erzählung und Konzentration auf Handlung) nicht aufzuhebende kategoriale Disparität zwischen der sprachlich-narrativen Sukzessivität des erzählten Falls und der Aussagenlogik des ›allgemeinen Satzes‹, der darin unmittelbar anschaulich sein soll. Die Forderungen nach »Wirklichkeit« (Lessing 1997a, S. 374ff.) durch das Erzählen des Besonderen und nach ›Lebendigkeit‹ durch konsequente Handlungsmotivation (ebd., S. 367) können zwar die postulierte Wirkung auf Seele und Willen des Rezipienten plausibilisieren, kaum aber die darin angeblich mitwirkende Erkenntnis eines moralisch Allgemeinen.

Die Komplikationen einer solchen Antwort auf die Leitfrage der Ästhetik treten noch deutlicher hervor, wenn man daneben Lessings Theorie des Epigramms betrachtet: In seinen 1771 erschienenen ›Zerstreuten Anmerkungen‹ zu dieser Kleingattung entwirft er eine diametral andere Weise literarisch evozierter Erkenntnis als für die Fabel. Die Zeitlichkeit des sprachlichen Textes ist hier nicht durch die Idee einer unmittelbaren Anschaulichkeit seiner Ganzheit übergangen, sondern erscheint als konstitutive Bedingung einer Erkenntnis, die prozessual durch den Effekt der Pointierung hervorgerufen wird: Das Epigramm besteht nach Lessing ja aus einem ersten Teil, der eine bestimmte »Erwartung« erzeugt, und einem zweiten, in dem diese Erwartung durch einen überraschenden »Aufschluß« eingelöst wird (Lessing 2000b, S. 185, 188 u.ö.). Nur für den ersten Epigrammteil verlangt Lessing ›Überschaubarkeit‹ »mit einem Blicke« (ebd., S. 199).⁵ Erkenntnis stellt sich hier nicht im simultanen Erfassen der Ganzheit des Textes ein, sondern ist als plötzliche Erhellung gedacht, evoziert von einer in der Faktur des Textes angelegten und durch sie determinierten Abfolge aus Spannungsaufbau und -entladung. Dass die unterschiedliche poetologische Auffassung von Fabel und Epigramm nicht lediglich auf de-

ren unterschiedliche Gattungsmuster zurückzuführen ist, sondern von divergenten ästhetisch-epistemischen Prämissen ausgeht, zeigt sich etwa daran, dass Lessing sich genötigt sieht, auch der Fabel zumindest theoretisch eine ähnliche gegliederte Faktur zuzugestehen: Auch in der Fabel könne man, so stellt er fest, prinzipiell die Teile der »Erwartung« und des »Aufschlusses« auf einer abstrakten Ebene unterscheiden. Tatsächlich aber würden sie hier »in eins zusammenfallen«, denn »der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehört haben kann, ohne daß der Aufschluß zugleich mit da ist: sie macht einen einzigen Eindruck, und ist keiner Folge verschiedner Eindrücke fähig« (ebd., S. 197).

So recht überzeugen mag das weder in systematischer Hinsicht noch im Blick auf Lessings eigene Fabelproduktion. Der kritische Blick auf Lessings poetologische Versuche, dem Besonderen sprachlicher Kleinformen eine eigenwertige ästhetische Erkenntnisweise zuzuschreiben, kann jedoch eine Revision des Prägnanz-Begriffs anregen, die seiner analytischen Verwendbarkeit insbesondere für kurzepische Formen zugute kommen könnte. Prägnanz wäre dabei als graduelle Eigenschaft erzählender Texte zu fassen: Es wäre damit das Maß bezeichnet, in dem oppositive, antithetische, agonale Textstrukturen sich der Form nach – also nicht notwendig zugleich hinsichtlich eines unmittelbar bestimmbar logischen oder semantischen Gehalts – den nicht-zeitlichen differenziellen Ordnungen der Diskurse annähern. Konstitutiv wäre dabei nicht eine Konvergenz mit den nicht-zeitlichen differenziellen Ordnungen der Diskurse, nicht die Aufhebung narrativer Sinnstiftung in diskursiver Bedeutung, sondern vielmehr der irreduzible Abstand des Erzählens zur diskursiven Ordnung, der gerade bei forcierter Annäherung spannungshaft – als Bedeutsamkeit des narrativ Besonderen – bewusst bleibt. Szenisch exponierte Gegenstellungen, markante topologische Kontraste und chronologische Zäsuren, agonale Handlungsschemata, kontrastive Typisierung von Figuren, Responionen zwischen Schädigung und Restitution, Transgression und Sanktion, auf der

Ebene des *discours* etwa auch antithetische paradigmatische Szenenarrangements, entgegengesetzte Perspektivierungen, eindeutige axiologische Polarisierungen und Hierarchisierungen – all dies wäre nicht als unmittelbar bedeutende Form, sondern im Anklang an den primären Sinn des Wortes Prägnanz als ›Bedeutungsschwangerschaft‹ zu begreifen.⁶ Der Begriff dürfte demnach analytisch weder als Formel eingesetzt werden, um dem Textganzen von vornherein eine unmittelbar anschauliche Gegebenheit des Sinns in der Form zu unterstellen, noch wäre die Prägnanz erzählender Rede schlicht mit logisch-rationaler oder begrifflicher Präzision gleichzusetzen.⁷

Von diesen Überlegungen ausgehend könnte man dann Pointierung als – konstitutiv prozessuales – Grenzphänomen von Prägnanz begreifen, insofern dabei der Abstand der narrativen Form zur diskursiven Ordnung in einem Moment des Umschlags markant hervortritt: In der Pointe hebt sich *ex post* ein Sinnzusammenhang des Textganzen als impliziter deutlich von der zuvor mehr oder weniger prägnant konturierten expliziten Formung ab.⁸ Man könnte auch sagen: Die ›Bedeutungsschwangerschaft‹ des Erzählens wird im Augenblick der ›Entbindung‹ eines impliziten Sinns auffällig – und nur dieses Auffälligwerden scheint mir wesentlich für das Grenzphänomen der Pointierung. Ob hingegen in einer Pointe eine höhere (oder tiefere) Wahrheit aufgedeckt wird oder ob sie gedankliche Spielräume gegen scheinbar selbstverständlich Geltendes öffnet, ob in ihr ein bestimmter Sinn ›entbunden‹ oder vielmehr explizite Bestimmungen subvertiert werden, wäre bei einer solchen Konzeptualisierung nicht schon vorweggenommen. Je höher aber die Prägnanz des Erzählens, desto größer auch die Wirkung einer möglichen Pointe.

2. Das Ganze strahlt aus dem Spiegel zurück

Einen Vorschein dessen, was seit dem 18. Jahrhundert unter dem Begriff der Prägnanz verhandelt wird, kann man bereits im 13. Jahrhundert an der Art und Weise erkennen, wie in der einflussreichen und breit überlieferten ›Poetria nova‹ des Galfred von Vinsauf das rhetorische Konzept der *brevitas* erläutert – und mit einer besonders raffinierten narrativen ›Bedeutungsschwangerschaft‹ exemplifiziert – wird. Im verhältnismäßig kurzen einschlägigen Abschnitt (V. 690–736)⁹ geht es traditionskonform zunächst auf der Ebene der *verba* um Möglichkeiten der Reduktion und der Beschränkung auf das Wesentliche. Bei den Sinnfiguren jedoch stehen, abweichend von der antiken Tradition, vor allem Möglichkeiten der Bündelung und Verdichtung im Zentrum, mittels derer das explizit Artikulierte mit möglichst viel implizit Mitgemeintem aufgeladen werden kann. Die Verknappung der Worte geht dabei nicht mit semantischer Reduktion einher; vielmehr soll das Gesagte möglichst viele Sinnaspekte im Ungesagten mit sich führen. Was man auf diese Weise rhetorisch leisten kann, veranschaulicht Galfred zunächst mittels einer Variation der rhetorischen Schifffahrtsmetaphorik. Die *brevitas* erscheint dabei als ein Boot, auf dem der Redner die Gedankenflut eines weitläufigen Themas erfolgreich durchqueren kann: »Hac brevitate potes longum succingere thema, | Hac cymba transire fretum« (V. 702f.). Daran schließt sich eine weitere Metapher an, derzufolge eine kunstgerecht verknappte *narratio* die von ihr verhandelte *res* wie im Sonnenschein erstrahlen lässt: »Narratio facti | Eligit hanc formam verbi, quae facta modeste | Non superinfundat nubem, sed nube remota | Inducet solem. [...]« (V. 703–706).¹⁰

Es folgt eine Aufzählung geeigneter rhetorischer Figuren und danach ein narratives Musterbeispiel, das Galfred mehrsinnig mit den Worten »Ecce rei speculum: res tota relucet in illo« ankündigt (V. 712):¹¹ Zum einen nämlich ›spiegelt‹ die auf diese Weise eingeführte, lediglich fünf Verse kurze Erzählung den von ihm gerade verhandelten Lehrgegenstand, indem

sie den Gebrauch der zuvor aufgelisteten rhetorischen Mittel zur *abbreviatio* mustergültig vorführt. Zum andern kann man den Satz aber auch so verstehen, dass die von der Beispiel-*narratio* selbst verhandelte *res* durch die konsequente Anwendung dieser Mittel gleichsam sonnenhell erstrahlen kann.¹² Eine dritte, weniger offensichtliche Deutungsmöglichkeit erschließt sich erst im Lauf der *narratio* selbst: Die kurze Erzählung dient nämlich nicht nur der exemplarischen Vorführung rhetorischer Techniken, sondern setzt daneben auch die zuvor angezettelte Metaphorisierung der *brevitas* fort und entwickelt daraus eine ironisch-spielerische Selbstreflexion der rhetorischen *ars*. So setzt Galfreds Mustererzählung für das Verfahren der *abbreviatio* intradiegetisch ausgerechnet mit einer entgegengesetzten Absicht des Protagonisten zur *augmentatio* ein:¹³ »Rebus in augendis longe distante marito, | Uxor moecha parit puerum. Post multa reverso | De nive conceptum fingit. Fraus mutua. Cautē | Sustinet. Asportat, vendit matricem reportans | Ridiculum simile liquefactum sole refingit« (V. 713–717).¹⁴ Ganz offensichtlich ist diese kleine Geschichte ein Paradefall gesteigerter struktureller Prägnanz im vorhin dargelegten Sinn: Der Text besteht auf der Ebene des Geschehens wie auf derjenigen seiner Präsentation, in seiner Raum- ebenso wie in der Zeitstruktur beinahe restlos aus klaren, symmetrisch und spiegelnd arrangierten oppositiven Relationen, unterstrichen durch das metrische Raster. Und er schließt sich zudem in diesen spekulären Responsionen zu zirkulärer Ganzheit.

Will man Bausingers an mathematische Gleichungssysteme angelehnte Notation schwankhafter Handlungsschemata nutzen, dann könnte man hier geradezu von einem Musterfall des »Ausgleichstyps Revanche« sprechen (Bausinger 1967, S. 128–131), denn dass das Handeln des Gatten ein schädigendes Verhalten seiner Gattin irgendwie kompensiert, liegt ja offen zutage. Wie sich aber seine Reaktion nun genau zum Ehebruch und zur Lüge seiner Frau verhält, ist keineswegs evident: Die explizite Verdopplung der *factio* profiliert eine formale Symmetrie – und wird zugleich pointiert als eine Wiederholung auffällig, die weder semantisch noch

diskursiv umstandslos in Identität oder Differenz aufzuheben ist.¹⁵ Die Frage nach dem impliziten Sinn konzentriert sich dabei gewissermaßen in der Ambiguität des Präfixes *re-*, das dem rekurrenten Prädikat *fingit* vorangesetzt ist. Denn welcher Bezug wird dadurch eigentlich angezeigt? Bezeichnet das Präfix ohne moralische Wertung lediglich eine Gleichartigkeit der Reaktion im agonalen Verhältnis der Frau gegenüber – oder eher die Aufhebung einer Falschbehauptung durch eine Behauptung, die zwar ebenfalls falsch ist, aber den lügend behaupteten Sachverhalt verschwinden macht? Oder meint das *re-* gar die Wiederherstellung einer gestörten Ordnung und eine spiegelnde Straffunktion der zweiten Lüge? Von der Implikation eines moralischen Gegensatzes über beiderseitige moralische Ambivalenz bis hin zur Reduktion auf eine bloße, moralisch nicht zuzurechnende Äquivalenzrelation erstreckt sich das Spektrum möglicher Deutungen. Das prägnante Erzählen ist hier also an einer Wiederholungsfigur ausgerichtet, die pointierend auf einen impliziten Sinn verweist. Die Pointierung macht bewusst, dass die im Textganzen aufscheinende »res tota« allenfalls als Handlungsganzes aufgefasst, kaum jedoch als Sinnzusammenhang genauer bestimmt werden kann.

Wie sehr eine noch weiter getriebene *abbreviatio* gerade nicht auf die diskursive Präzisierung des Sachverhalts zuläuft, sondern vielmehr eine in der sprachlich-narrativen Form angelegte Mehrdeutigkeit noch erhöht, zeigt sich, wenn am Ende des Kapitels ein »acutior usus« (V. 731) der von Galfred empfohlenen Figuren mit zwei alternativen Varianten der gleichen Geschichte exemplifiziert wird. Sie bestehen jeweils nurmehr aus einem einzigen doppelversigen Satz: »De nive conceptum quem mater adultera fingit | Sponsus eum vendens liquefactum sole refingit. | Vir, quia quem peperit genitum nive femina fingit, | Vendit et a simili liquefactum sole refingit« (V. 733–736).¹⁶ Die strukturelle Symmetrie wird hier durch äußerste Komprimierung verstärkt: Sprachlich und strukturell sind Mann und Frau, Ehebruch und Verkauf des daraus entstandenen Kindes, Empfängnis durch Schnee und Vergehen durch Sonnenstrahlen einander

gegenübergestellt. Stets bleibt dabei die explizite formale Schließung des Textes durch die Prädikate *fingit* und *refingit* erhalten. Zugleich tritt besonders in der zweiten der beiden Kurzvarianten¹⁷ durch eine nochmals konsequenter Beschränkung auf ungewertete *facta* die Ambivalenz des Erzählten noch stärker hervor.

Die Wahl des Schneekind-Sujets als Beispiel für das Verfahren der *abbreviatio* und seine mehrsinnige Funktionalisierung legen nahe, dass es unter dem Paradigma der *brevitas* nicht so sehr darum geht, in möglichst transparenter Rede einem Sachverhalt in seiner diskursiven Bestimmtheit Evidenz zu verleihen, sondern eher darum, die Rede bedeutsam aufzuladen, um den in ihr entfalteten Sachverhalt möglichst prägnant erscheinen zu lassen – als klar konturierten Handlungszusammenhang, der auf einen nicht restlos bestimmbar impliziten Sinn verweist. Ein Vergleich mit den Prosa-Versionen von Galfreds poetorhetorischer Lehre kann diesen Eindruck bestätigen; ich beschränke mich auf einen kurzen Blick in den einschlägigen Abschnitt des ›Documentum de modo et arte dictandi et versificandi‹ (Geoffroi 1982b, II.2, §§ 30–44, S. 277–280).¹⁸ Am Ende dieses Abschnitts wird mittels zweier Varianten des Schneekind-Sujets das Verfahren der *abbreviatio in concreto* vorgeführt: Zunächst soll man, so wird dort empfohlen, die zu bearbeitende *materia* durch eine ausführliche Prosa-Erzählung darlegen, in der die Figuren charakterisiert, ihre Beziehungen expliziert und alle Handlungen ausdrücklich motiviert werden. Das entsprechende Beispiel lautet: »In partibus remotissimis negotiatore moram faciente mulier juvencula consilio juventutis suae lusit, concepit, peperit. Revertenti marito mentita est puerum de nive fuisse conceptum. Maritus dissimulans post longi temporis intervallum invita matre filium abduxit venditurus alienis. Reversus sine puero matri subtiliter respondit ipsum, sicut ex nive genitum, sic ad calorem solis fuisse liquefactum« (Geoffroi 1982b, II.2, § 43, S. 279).¹⁹ Ausgehend von diesem sprachlich artikulierten Substrat sollen nun ohne Rücksicht auf propositionale Zusammenhänge lediglich diejenigen elementaren Begriffe ausgewählt und

zusammengestellt werden, denen die »vis materiae« innewohnt – im Beispielfall wären das: »femina, vir, puer, sol, nix« (ebd., S. 280). Die Sukzessivität der Handlung spielt dabei offenbar keine Rolle; stattdessen präsentiert die Anordnung der Worte eine Art Strukturmodell aus den im Konflikt stehenden beiden Protagonisten auf der einen Seite, den von ihnen jeweils fiktiv eingesetzten (und ihnen symmetrisch zugeordneten) Naturkräften auf der anderen Seite sowie dem Schneekind mit seiner prekären Existenz als passives Objekt des Konflikts und der Fiktionen in der Mitte. Zu diesen fünf »nomina« sollen sodann im weiteren Verfahren die verknüpfenden »verba« gesucht werden. Das angefügte Resultat dieser Operation (ebd.) entspricht schließlich der zweiten Kurzvariante aus der ›Poetria nova‹.²⁰

Die Pointierung in den Schneekind-Beispielserzählungen erschöpft sich allerdings nicht in offener Ambiguität. In der Pointe des *refingere* kann man vielmehr zumindest bei den längeren Varianten der ›Poetria nova‹ und des ›Documentum‹ eine Doppeldeutigkeit entdecken, hinter der sich wiederum eine brisante diskursive Konkurrenz abzeichnet. Im Gegensatz zu den Kurzvarianten setzen die fünfversige und die Prosaerzählung ja nicht mit dem ehebrecherischen Handeln der Gattin ein, sondern mit der Tätigkeit des Ehemanns als Fernhandelskaufmann, die ihn längere Zeit von seiner Frau fernhält. Besonders in der Langvariante der ›Poetria‹ wird die damit verbundene Intention des Mannes klar benannt: »Rebus in augendis [...]« (Geoffroi 1958a, V. 713). Da außerdem auf der Achse des Geschehens die Selbstbeherrschung des Mannes (»[c]aute | sustinet«; V. 715f.) eine überlegte Absicht insinuiert, ohne diese jedoch näher zu bestimmen,²¹ kann die Entfernung und der Verkauf des unehelichen Kindes nicht nur als Beseitigung einer Ehrschädigung, als Rache an seiner Frau oder als Strafe für ihre sündhafte Tat gedeutet werden, sondern auch als Verwirklichung seiner initialen Intention: Das Streben des Ehemanns nach ökonomischem Gewinn, mit dem die Erzählung beginnt, wird am Ende durchaus erfolgreich eingelöst, indem er den außerehelich erzeugten Sohn seiner Frau

nicht einfach entsorgt, sondern eben verkauft. Die Relationsmöglichkeiten von Schädigung und Restitution, Schande und Rache, Vergehen und Strafe oder auch von Betrug und Gegenlist sind also gewissermaßen eingeklammert durch eine ökonomische Sinnoption. Anders gesagt: Die möglichen, aber unbestimmten Geltungsansprüche von Recht, Moral und sozialer Norm müssten jedenfalls mit dem Geltungsanspruch ökonomischer Klugheit abgeglichen werden. Das Meer impliziter Bedeutungen ist also nicht unbewegt, sondern man kann bei seiner Durchquerung von der »cymba« der Erzählung aus gegenläufige diskursive Strömungsschichten wahrnehmen.²²

Um die raffinierte Mehrsinnigkeit der Schneekind-Erzählungen in Galfreds ›Poetria nova‹ angemessen zu erfassen, muss ich zuletzt noch einmal auf deren poetologische Konnotationen zurückkommen: Wenn der Ehemann den Verkauf des angeblich vom Schnee empfangenen Kindes durch die Behauptung seines Dahinschmelzens verhüllt, klingt für den Rezipienten in dem vom Protagonisten benutzten Begriff der *liquefactio* (vgl. V. 717) zugleich eine Metaphorisierung des damit erzielten Geldgewinns an. Das Wortfeld um *liquidus* / *liqueo* / *liqueferi* ist zugleich jedoch auch ein zentrales der rhetorischen Metaphorik. Insbesondere kann als ›Verflüssigung‹ etwa das richtige Verstehen einer Rede, die ›Auflösung‹ sprachlich-textueller Form in begriffenen Sinn, beschrieben werden (vgl. Wenzel 1997). Unter diesem Aspekt könnte man die doppeldeutige Formulierung der erzählten Figur also zugleich auch als metatextuelle Markierung der Pointenstruktur des Erzählens verstehen. Im unmittelbaren Kontext der rhetorischen Lehre von der *abbreviatio*, die in der Schneekind-Erzählung exemplarisch demonstriert wird, verweist die Mehrdeutigkeit der *liquefactio* freilich auf eine weitaus komplexere Idee: Galfred veranschaulicht das rhetorische Handwerk ja unter anderem mit (konventionellen) Metaphern des Einschmelzens von Metall als Vorbereitung zur Modellierung fester und komprimierter sprachlich-rhetorischer Formen. Die Beispielgeschichte für ein solches Verfahren erzählt dann zwar von einer *factio* –

also der Grundbedeutung nach von der Erschaffung einer Gestalt aus formloser Masse –, führt aber in seiner Pointe zur Paradoxie des Fingierens einer vollständigen Auflösung durch Schmelzen. Zugespitzt gesagt: Während Galfred lehrt, wie man durch prägnante Formgebung die »res tota« einer Rede zum Erstrahlen bringen kann, präsentiert die Beispielerzählung dafür eine pointierte Fiktion der Formauflösung durch die schmelzende Kraft der Sonne. Aber nicht nur das: Sie führt darüber hinaus strukturell gerade die ›Liquidation‹ höchst gesteigerter Prägnanz durch Pointierung vor – und damit an einem Extremfall das Wechselverhältnis zwischen Prägnanz und Pointierung, welches das Sinnstiftungspotential und die diskursive Kreativität kleinepischen Erzählens wesentlich bestimmt.

Anmerkungen

- 1 Im Anschluss an die in diesem Punkt kulminierende konstruktive Darlegung des Problems der Repräsentation erörtert Cassirer lediglich noch pathologische Defizienzen des »Symbolbewußtsein[s]« (Cassirer 2002, S. 234–322).
- 2 »Je mehr Merkmale eine Vorstellung umfaßt, desto stärker ist sie [...]. Folglich ist eine dunkle Vorstellung, die mehr Merkmale umfaßt als eine deutliche, stärker als diese. Vorstellungen die mehrere in sich enthalten, heißen VIELSAGENDE VORSTELLUNGEN. Also sind vielsagende Vorstellungen stärker. Folglich haben Ideen große Kraft [...]« (Baumgarten 2011, S. 275). Die Übersetzung der *perceptiones praegnantes* als »vielsagende Vorstellungen« geht auf Baumgarten selbst zurück (ebd., S. 274).
- 3 Prominent erscheint der Begriff der Prägnanz außerdem im Resümee seiner Schrift zu Berengar von Tours, in der er auf der Grundlage eines von ihm in der Wolfenbütteler Bibliothek aufgefundenen Manuskripts die Abendmahlslehre des mittelalterlichen Theologen als eine ›mittlere‹ Option zwischen den Extrempositionen der Transsubstantiation und der Behauptung einer substanzlosen Zeichenhaftigkeit zu rekonstruieren versucht: Berengar, so meint Lessing, habe nicht die sakramentale Verwandlung und die substanziale Gegenwart Christi in der Hostie geleugnet, sondern lediglich die materielle Identität des Brotes mit dem menschlichen Körper Christi verneint. Im Unterschied zu »bloßen Zeichen« einerseits und »in das Ding selbst verwandelten Zeichen« andererseits charak-

terisiert Lessing am Ende des Traktats Berengars Vorstellung als eine der »prägnanten Zeichen« und schließt mit der Vermutung, eben diese »Lehre der prägnanten Zeichen« könne »die erste ursprüngliche Lehre gewesen« sein (Lessing 2000a, S. 125).

- 4 Vgl. Lessing 1997b, S. 402: »Wenn ich mir einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können; und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz sein, als möglich. Alle Zierraten aber sind dieser Kürze entgegen; denn ohne sie würde sie noch kürzer sein können: folglich streiten alle Zierraten, in so fern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel.« Der im Begriff der Kürze konstitutive Aspekt relationaler Zeitlichkeit wird mithilfe der rhetorisch konventionellen Unterscheidung einer vorgegebenen inhaltlichen Substanz vom akzidentellen rhetorischen *ornatus* verdrängt, dessen Redundanz von vornherein feststeht. Zugleich erleichtert die Einführung der räumlich zu denkenden rhetorischen Differenz den Sprung von der prozessualen Apperzeption eines sprachlichen Gebildes zur postulierten instantanen ›Überschaubarkeit‹ des Textganzen.
- 5 Die Schwierigkeit der Zusammenführung von prozessualer Lektüre und instantaner Schau bzw. textbasiertem Verstehen und unmittelbarem Erkennen kann man der von Lessing beschriebenen Analogie zwischen der Auffassung eines Epigramms und der Betrachtung eines »Denkmals« absehen (Lessing 2000b, S. 210): Die lesende Erfassung des ersten Epigrammteils entspricht dabei einem Blick aus der Ferne auf das Denkmal, bei dem zwar dessen Form wahrgenommen werde, die genaue Bestimmung aber noch undeutlich bleibe, solange man nicht nahe genug sei, um die Inschrift zu lesen. Gleichwohl lasse die Form den »Ton« der Inschrift bereits erahnen. Bewege man sich nun auf das Denkmal zu, bis die Inschrift lesebar werde, dann nehme man deren Inhalt mit einem Gefühl der Befriedigung als Einlösung des Erwarteten zur Kenntnis.
- 6 Dies im Gegensatz zu ähnlichen Merkmalskatalogen der Prägnanz in der Forschung zum Märchen (Lüthi 2005; Horn 2002) und zu Konzepten der ›einfachen Formen‹, soweit sie von Jolles (1999) ausgehend einen Anspruch allgemeiner Geltung kleiner Erzählformen sprachlich und textstrukturell zu begründen suchen. Selbstverständlich ist historisch ein hoher Anspruch des in solchen Erzählformen verhandelten Wissens auf eine allgemeine Geltung plausibel; er kann aber kaum in der Struktur der narrativen Texte selbst aufgesucht werden, sondern wäre durch kotextuelle argumentative Funktionalisierungen und

kontextuelle epistemische Dispositionen zu begründen. Vgl. hierzu mit Blick auf frühneuzeitliches schwankhaftes Erzählen Waltenberger 2006.

- 7 Vgl. die Gegenüberstellung von logischer Präzision und ästhetischer Prägnanz bei Gabriel 2019 (bes. S. 15–35).
- 8 Um dem konstitutiv prozessualen Phänomen der Pointe gerecht werden zu können, darf der implizite Sinnzusammenhang, der in ihr einsichtig wird, nicht als etwas konzipiert werden, das strukturell immer schon im Text angelegt ist und lediglich verzögert sichtbar wird. Vielmehr beruht die Wirkung der Pointe darauf, dass erst durch sie sich im Graubereich dessen, was der Text unbestimmt lässt, aber für sein Verständnis voraussetzt, die Grenzen zwischen dem Ungesagten, das als Voraussetzung der Kohärenzbildung und Sinnstiftung fungiert, und dem, was außerhalb der vom Text bisher eröffneten Horizonte liegt, auffällig verschieben. Die Wirkung der Pointe beruht darauf, dass sich im ephemeren Raum der ›Negativität‹ des Textes, allererst entscheidet, was er zur Sinnstiftung implizit voraussetzt und was dafür irrelevant ist. Soweit ich sehe, existiert bisher keine ausgearbeitete Theorie der Pointe, die ihre konstitutive Zeitlichkeit konsequent berücksichtigen würde; stets wird der implizite Sinn, den erst die Pointe bildet, wie schon bei Lessing auf eine im Text als Ganzem bereits angelegte Strukturform reduziert (vgl. etwa Wenzel 1989 und Müller 2003).
- 9 Hier zitiert nach der Ausgabe von Faral (Geoffroi 1982a). Neuere Ausgaben basieren auf Farals Text, korrigieren ihn punktuell und führen zum Teil (auch untereinander) abweichende Verszählungen ein. Eine kritische Edition, die der breiten Überlieferung des Traktats annähernd gerecht würde, existiert bisher nicht; der Untertitel bei Calvo Revilla (›Edición crítica‹; Godofredo 2008) führt in die Irre. Vgl. zum mittelalterlichen Konzept der *abbreviatio* Curtius 1948, S. 481–487, zu Galfred bes. Gallo 1971, S. 188–195, der wie Curtius die Kontinuität des antiken Konzepts der *brevitas* betont, jedoch die mittelalterlichen Modifikationen nicht auf naives Missverstehen zurückführt. Nelson 1992 und Tilliette 2000, S. 112–115, betonen hingegen gerade die originären Momente in Galfreds Darstellung. Beide vermuten, dass Galfred eine poetische Technik reflektiert, die von lateinischen Autoren des 12. Jahrhunderts entwickelt und auch für volkssprachige Kurzepik übernommen worden sei. Vgl. dazu auch Badel 2011.
- 10 ›Mithilfe dieser Kürze kannst du ein weitläufiges vorgegebenes Thema umfassen; mit diesem kleinen Boot kannst du die Meeresflut durchqueren. Die Erzählung des Geschehens erwählt sich eben diese sprachliche Form, die nicht eine Wolke über die Ereignisse legt, sondern behutsam die Wolke von ihnen

entfernen und die Sonne auf sie scheinen lassen soll.« Die behelfsmäßigen Übersetzungen aus dem Lateinischen, die Galfreds oft bewusst mehrdeutigem und metaphorisch aufgeladenem Stil nicht annähernd gerecht werden können, stammen hier und im Folgenden vom Verfasser.

- 11 »Hier ein Spiegel des Gegenstands: Aus ihm strahlt der ganze Gegenstand zurück.«
- 12 Diese zweite Möglichkeit wird auch dadurch gestützt, dass noch im unmittelbar vorangehenden Vers 711 mit dem Wort *res* eindeutig der Gegenstand einer rhetorisch zu gestaltenden Rede gemeint ist.
- 13 *Augere* wird etwa von Quintilian annähernd synonym zu *amplificare* verwendet (vgl. z.B. Quintilianus 2006, lib. VIII, cap. 3, § 89, S. 188: »sed vis oratoris omnis in augendo minuendoque consistit«).
- 14 »Während der Gatte sich, um sein Vermögen zu vermehren, in weiter Ferne befindet, gebiert die ehebrecherische Gattin einen Jungen. Als er nach langer Zeit zurückkehrt, lügt sie, ihn durch Schnee empfangen zu haben. Wechselseitiger Betrug: Ihr Mann hält sich vorsichtig zurück. Dann nimmt er das Kind mit sich fort, verkauft es und bringt der Mutter etwas in gleicher Weise Lächerliches zurück: die Gegenlüge, es sei in der Sonne geschmolzen.«
- 15 Mit Deleuze könnte man hier von einer in der Wiederholung hervortretenden Intensität als »Form der Differenz« sprechen (Deleuze 1997, S. 282).
- 16 »Den Sohn, dessen Empfängnis durch Schnee die ehebrecherische Mutter erlügt, verkauft der Gatte und lügt zurück, er sei in der Sonne geschmolzen. – Weil seine Frau lügt, der von ihr Geborene sei durch Schnee gezeugt, verkauft ein Mann das Kind und lügt auf gleiche Weise zurück, es sei in der Sonne geschmolzen.«
- 17 In der Überlieferung begegnen die beiden doppelversigen Varianten auch in umgekehrter Reihenfolge; mitunter fehlt die zweite Variante auch (vgl. Geoffroi 1982, S. 220, Apparat).
- 18 Zu berücksichtigen wäre daneben dessen spätere Bearbeitung, die unter dem Incipit *Tria sunt* firmiert und noch nicht ediert vorliegt; vgl. dazu Camargo 1990.
- 19 »Während ein Kaufmann sich in entferntesten Gegenden aufhielt, betrog ihn seine junge Frau, wie ihre Jugend es ihr riet, wurde schwanger und gebar ein Kind. Dem zurückkehrenden Gatten log sie vor, sie habe den Jungen durch Schnee empfangen. Der Ehemann ließ sich nichts anmerken und führte, nachdem einige Zeit verstrichen war, den Sohn gegen den Willen seiner Mutter mit

sich, um ihn fremden Leuten zu verkaufen. Als er ohne den Jungen zurückgekehrt war, erwiderte er der Mutter feinsinnig, dieser sei so, wie er aus Schnee erzeugt worden war, nun auch in der Hitze der Sonne geschmolzen.«

- 20 Im ersten Vers steht jedoch im ›Documentum‹ »natum« statt »genitum«.
- 21 Entsprechend im ›Documentum‹: »[...] dissimulans post longi temporis intervallum« (Geoffroi 1958b, S. 279).
- 22 Gerade an den Erzähltraditionen um das Schneekind-Sujet und dessen gesamt-europäischen Ausläufern bis ins 19. und 20. Jahrhundert (AaTh 1362; Motif-Index J 1532.1; Tubach 4451; vgl. Röhrich/Uther 2005) ließe sich gut zeigen, dass das Wiedererzählen sich weniger an einem festen semantischen Kern oder einem diskursiven Substrat abarbeitet, sondern ganz wesentlich vom narrativ immer neu einstellbaren Spannungsbezug zwischen konkurrierenden diskursiven Deutungsoptionen angetrieben wird. Reizvoll wäre unter diesem Aspekt auch ein Blick auf Lessings Aktualisierungen des Stoffs (›Faustin‹ und ›Nix Bodenstrom‹). Sie gehen auf eine stärker pointierte Kurzvariante des Sujets zurück, mit der Poggio seine Fazetiensammlung eröffnet (Poggio 1995, Nr. 1, S. 6–8).

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Baumgarten, Alexander Gottlieb: *Metaphysica / Metaphysik*. Historisch-kritische Ausgabe. Übersetzt, eingeleitet und hrsg. von Günter Gawlick und Lothar Kreimendahl, Stuttgart-Bad Cannstatt 2011 (Forschungen und Materialien zur deutschen Aufklärung, Abt. 1: Texte 2).
- Cassirer, Ernst: *Gesammelte Werke*. Hamburger Ausgabe. Bd. 13: *Philosophie der symbolischen Formen*. Dritter Teil: *Phänomenologie der Erkenntnis*. Text und Anmerkungen bearbeitet von Julia Clemens, Darmstadt 2002.
- Cassirer, Ernst: *Nachgelassene Manuskripte und Texte*. Bd. 4: *Symbolische Prägnanz, Ausdrucksphänomen und ›Wiener Kreis‹*. Hrsg. von Christian Möckel, Hamburg 2011.
- Gabriel, Gottfried: *Präzision und Prägnanz*. Logische, rhetorische, ästhetische und literarische Erkenntnisformen, Paderborn 2019.
- Geoffroi de Vinsauf: *Poetria Nova*, in: Faral, Edmond (Hrsg.): *Les arts poétiques du XIIe et du XIIIe siècle. Recherches et documents sur la technique littéraire du moyen âge*, Genf / Paris 1982a [Reprint der Ausgabe Paris 1924], S. 194–262.

- Geoffroi de Vinsauf: Documentum de modo et arte dictandi et versificandi. In: Faral, Edmond (Hrsg.): Les arts poétiques du XIIe et du XIIIe siècle. Recherches et documents sur la technique littéraire du moyen âge, Genf / Paris 1982b [Reprint der Ausgabe Paris 1924], S. 263–327.
- Godofredo de Vinsauf: Poetria nova. Edición crítica y traducción de Ana María Calvo Revilla, Madrid 2008 (Colección Perspectivas, Serie Textos).
- Lessing, Gotthold Ephraim: Laokoon: oder über die Grenzen der Malerei und der Poesie, in: ders.: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Bd. 5,2: Werke 1766–1769. Hrsg. von Wilfried Barner, Frankfurt a.M. 1990 (Bibliothek deutscher Klassiker 57), S. 11–205.
- Lessing, Gotthold Ephraim: Von dem Wesen der Fabel, in: ders.: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Bd. 4: Werke 1758–1759. Hrsg. von Gunther E. Grimm, Frankfurt a.M. 1997a (Bibliothek deutscher Klassiker 148), S. 345–376.
- Lessing, Gotthold Ephraim: Von dem Vortrage der Fabel, in: ders.: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Bd. 4: Werke 1758–1759. Hrsg. von Gunther E. Grimm, Frankfurt a.M. 1997b (Bibliothek deutscher Klassiker 148), S. 398–407.
- Lessing, Gotthold Ephraim: Berengarius Turonensis: oder Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben [...], in: ders.: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Bd. 7: Werke 1770–1773. Hrsg. von Klaus Bohnen, Frankfurt a.M. 2000a (Bibliothek deutscher Klassiker 172), S. 9–126.
- Lessing, Gotthold Ephraim: Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmsten Epigrammatisten, in: ders.: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Bd. 7: Werke 1770–1773. Hrsg. von Klaus Bohnen, Frankfurt a.M. 2000b (Bibliothek deutscher Klassiker 172), S. 179–290.
- Poggio Bracciolini: Facezie. Introduzione, traduzione e note di Stefano Pittaluga, Mailand 1995.
- Quintilianus, Marcus Fabius: Ausbildung des Redners: Zwölf Bücher. Hrsg. und übersetzt von Helmut Rahn. Bd. 2: Buch VII–XII, Darmstadt, 2006 (Texte zur Forschung 3).

Sekundärliteratur

- Adler, Hans: Die Präganz des Dunklen, Hamburg 1990 (Studien zum achtzehnten Jahrhundert 13).
- Adler, Hans: Präganz – eine Denkfigur des 18. Jahrhunderts, in: Menges, Karl (Hrsg.): Literatur und Geschichte. Festschrift für Wulf Koepke zum 70. Geburtstag, Amsterdam 1998 (Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 133), S. 15–34.

- Badel, Pierre-Yves: La brièveté au risque de l'obscurité. Poétique médio-latine et comique, in: Croizy-Naquet, Catherine [u.a.] (Hrsg.): Faire court. L'esthétique de la brièveté dans la littérature du Moyen Âge, Paris 2011, S. 19–33.
- Bausinger, Hermann: Bemerkungen zum Schwank und seinen Formtypen, in: Fabula 9 (1967), S. 118–136.
- Camargo, Martin, ›Tria sunt‹: the long and the short of Geoffrey of Vinsauf's ›Documentum de modo et arte dictandi et versificandi‹, in: Speculum 74 (1999), S. 935–955.
- Curtius, Ernst Robert: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern 1948.
- Deleuze, Gilles: Differenz und Wiederholung. Aus dem Französischen von Joseph Vogl. 2., korr. Aufl., München 1997.
- Fick, Monika: Lessing-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. 2., durchges. und erg. Aufl., Stuttgart/Weimar 2004.
- Gallo, Ernest: The ›Poetria Nova‹ and its Sources in Early Rhetorical Doctrine, Den Haag/Paris 1971 (De Proprietatibus Litterarum, Series Major 10).
- Horn, Katalin: Art. Präganz, in: Enzyklopädie des Märchens. Bd. 10, Berlin/New York 2002, Sp. 1239–1241.
- Jolles, André: Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz. 7., unveränd. Aufl., Tübingen 1999 (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 15).
- Lüthi, Max: Das europäische Volksmärchen. Form und Wesen. 11., unveränd. Aufl., Tübingen/Basel 2005 (UTB 312).
- Müller, Ralph: Theorie der Pointe, Paderborn 2003 (Explicatio).
- Nelson, Jan A.: Abbreviated style and Les Lais de Marie de France, in: Romance Quarterly 39 (1992), S. 131–143.
- Röhrich, Lutz / Uther, Hans-Jörg: Schneekind, in: Enzyklopädie des Märchens. Bd. 12, Berlin/New York 2005, Sp. 126–129.
- Tilliette, Jean-Yves: Des mots à la parole. Une lecture de la ›Poetria Nova‹ de Geoffrey de Vinsauf, Genf 2000 (Recherches et rencontres 16).
- Waltenberger, Michael: ›Einfachheit‹ und Partikularität. Zur textuellen und diskursiven Konstitution schwankhaften Erzählens, in: GRM 56 (2006), S. 265–287.
- Wenzel, Horst: Die ›fließende‹ Rede und der ›gefrorene‹ Text: Metaphern der Medialität, in: Neumann, Gerhard (Hrsg.): Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft, Stuttgart/Weimar 1997 (Germanistische Symposien, Berichtsbände 18), S. 481–503.

Wenzel, Peter: Von der Struktur des Witzes zum Witz der Struktur. Untersuchungen zur Pointierung in Witz und Kurzgeschichte, Heidelberg 1989 (Anglistische Forschungen 198).

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Michael Waltenberger
Ludwig-Maximilians-Universität München
Institut für Deutsche Philologie
Schellingstraße 3
D-80799 München
E-Mail: michael.waltenberger@germanistik.uni-muenchen.de